

Berlin, den 4. Dezember 2008

„Die Sprache der Freiheit“

**Laudatio für Wladyslaw Bartoszewski anlässlich der Verleihung des
Freiheitspreises 2008 der Freien Universität Berlin**

von Prof. Dr. Paul Nolte

- ES GILT DAS GESPROCHENE WORT -

Sehr geehrter, lieber Herr Bartoszewski, verehrte Frau Bartoszewska,
Sehr geehrter Herr Bundespräsident,
Sehr geehrte (Damen und) Herren Minister,
Meine Damen und Herren Abgeordnete,
Exzellenzen [wg. Botschafter etc.?
Liebe Kolleginnen und Kollegen,
Liebe Kommilitonen,
Und für alle, die sich bisher noch nicht angesprochen fühlen konnten:
Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Wenn man sich der Biographie Wladyslaw Bartoszewskis annähert, dann weiß man sofort, warum sich die Geschichtswissenschaft in letzter Zeit so sehr für Lebensläufe und Erfahrungen, für individuelle Lebensentwürfe und generationelle Prägungen im 20. Jahrhundert interessiert. In seinem Leben spiegelt sich das vergangene Jahrhundert mit seinen Versprechen und Chancen und, noch mehr, mit seinen Abgründen und Katastrophen. In ihm spiegelt sich die polnische Geschichte des 20. Jahrhunderts und deshalb auch die deutsche Geschichte und damit ein zerrissenes Stück der Geschichte Europas. Im Ergebnis des Ersten Weltkriegs war Polen gerade drei Jahre frei und unabhängig wieder erstanden, als Wladyslaw Bartoszewski 1922 in Warschau geboren wird. Als ob er wüsste, dass er sich beeilen müsste, macht er 1939 als Jüngster seiner Klasse das Abitur. Wenige Monate später endet die polnische Freiheit mit dem deutschen Überfall, der den Beginn des Zweiten Weltkriegs bedeutet, und mit der brutalen Besatzungspolitik. Im September 1940 landet der 18-Jährige in Auschwitz und hat das Glück, ein Dreivierteljahr später wieder entlassen zu werden. Dieses Glücks im Angesicht der Hölle ist er sich, so scheint mir, später immer sehr bewusst gewesen. Sein persönliches und politisches

Engagement zeugt von der Verantwortung, die er daraus abgeleitet hat. Er kehrt nach Warschau zurück, beginnt an der geheimen Universität zu studieren und engagiert sich im Widerstand gegen die deutsche Besatzung, in der polnischen „Heimatarmee“ und nicht zuletzt in der Unterstützung der Warschauer Juden, die im Ghetto zusammengepfercht auf den Abtransport in den Tod warten und 1943 den Aufstand wagen. Ein Jahr später finden wir Bartoszewski als Teilnehmer des zweiten, des Warschauer Aufstandes, nach dessen Niederschlagung in die Flucht gelingt. Aber der junge Journalist hat nicht nur mitgekämpft, sondern auch genau hingesehen und wird später zum Chronisten des Leidens Warschaus in jenen Jahren werden.

Nun hätte sich alles zu Guten wenden können. Er kann als Journalist arbeiten und wirkt an der Untersuchung der Nazi-Verbrechen in Polen mit. Aber nun gerät das Land in die Klammer des stalinistischen Kommunismus, in dem für Demokratie und Freiheit, für intellektuelle Unabhängigkeit, auch für den katholischen Geist Bartoszewskis wie vieler anderer kein Raum ist. Im November 1946 wird er verhaftet und bleibt, von einer längeren Unterbrechung 1948/49 abgesehen, bis 1954 im Gefängnis. Erst seitdem kann er sich wieder, halbwegs frei, als Publizist und als Historiker betätigen, es drängt ihn zum Sprechen vor allem über das Leiden und den mutigen Kampf gegen Terror und Unfreiheit unter deutscher Besatzung. Doch diejenigen, die im Antifaschisten deshalb automatisch einen willfährigen Unterstützer ihrer Sache vermuten, sehen sich immer wieder radikal getäuscht. Wladyslaw Bartoszewski kämpft weiter für ein freies Polen; an allen Etappen der Freiheitsbewegung seines Landes nimmt er teil und landet 1981, nach der Verhängung des Kriegsrechts, noch einmal für fünf Monate im Internierungslager. Daran schließen sich viele längere Aufenthalte in der Bundesrepublik an, wo er 1986 mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels geehrt wird. Weitere Ehrungen und Preise aufzuzählen erspare ich uns. Anstatt sich feiern zu lassen und vielleicht in Ruhe das ein oder andere Buch zu schreiben, geht er 1990 sofort für das freie und demokratische Polen in die politische Verantwortung: Zunächst als Botschafter in Österreich, dann zweimal als Außenminister seines Landes, 1995 und 2000/01.

Dieser kurze Abriss würde wahrscheinlich schon genügen, um an dieser Stelle aufzuhören und sofort zur Preisverleihung überzugehen. Aber es reizt doch der Frage nachzugehen, was der gemeinsame Nenner dieser Erfahrungen und dieses über viele Brüche und Gefährdungen so aktiv gestalteten Lebens im 20. Jahrhundert ist. Ich möchte versuchen, dieses

einigende Band in dem Bemühen um eine Sprache der Freiheit zu sehen, in dem unermüdlichen Streben danach, der Freiheit auch unter schwierigsten Bedingungen eine Stimme zu geben. Wladyslaw Bartoszewski ist ein Journalist, ein Historiker, ein Intellektueller: ein Mann des Wortes also, und deshalb sind wir an einer Universität, die sich eine „Freie“ nennt, in besonderer Weise aufgefordert, uns mit ihm und mit der Sprache der Freiheit auseinander zu setzen. Überhaupt frei sprechen zu können – das ist im 20. Jahrhundert nicht selbstverständlich gewesen und ist es heute auch noch nicht. Sie, Herr Bartoszewski, haben das immer wieder verspürt und die Möglichkeit des freien Sprechens geradezu als einen „Luxus“ verstanden, den sie „in Polen über viele Jahre hinweg weder öffentlich noch im engeren Kreise genießen“ konnten.¹ Für Deutschland gilt ja leider dasselbe. „Erinnern, schreiben und sprechen“, so haben Sie eindringlich formuliert, „das war und ist mein Leben. Aber ich habe auch das Schweigen gelernt. Geschwiegen habe ich, als ich eineinhalb Jahre an der Grenze des menschlich Erträglichen in einem Gefängniskeller gelebt habe“.² In Deutschland sprechen wir gerne, in unserer eigenen historischen Verunsicherung und Maßstabssuche, von der „westlichen“ Tradition der Freiheit und drehen dabei Polen den Rücken zu. Dabei tragen die Deutschen die größte Verantwortung dafür, dass ein Land, das im 18. Jahrhundert als ein Hort der Freiheit galt, über zwei Jahrhunderte hinweg immer wieder unfrei gemacht wurde. Die Sprache der Freiheit konnte das, dank Menschen wie Ihnen, nicht zum Verstummen bringen.

Auf diese Weise, aus diesen Erfahrungen, ist Wladyslaw Bartoszewski zuallererst zum Historiker geworden, während die Deutschen die Sprache der Freiheit meist eher in den – die Kollegen mögen verzeihen – abstrakten Höhen der Philosophie gesucht haben. Er hat aufgeschrieben, was geschehen ist, damit es nicht vergessen werde und damit das Leiden und Handeln der Menschen in Erinnerung bleibe. Ich zitiere noch einmal aus Bartoszewskis Buch „Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt“: „Es ging mir dabei als Historiker nicht um die großen Schlachten, um strategische Ereignisse. Ich schrieb über die Menschen aus Fleisch und Blut. In den Archiven habe ich geforscht und Tausende von Namen gefunden, die soviel gelitten, die soviel geleistet haben, die es wert sind, aufbewahrt zu werden. Ich fand Gedichte, ich sammelte Witze und Anekdoten und schrieb sie auf. (...) Das Leben, alle Seiten des Lebens. Auch die schmutzigen Seiten habe ich nicht weggelassen.“³ Darin, im Aufschreiben von Erfahrungen, liegt ja – so hat es Reinhart Koselleck beschrieben – ein geradezu anthropologisches

Ursprungsmotiv der Geschichtswissenschaft.⁴ In diesem Sinne sind sie zum Historiker als Chronist der Erfahrung geworden. Ihre Bücher haben immer einen dokumentarischen Charakter, sie beschreiben das Handeln und Leiden konkreter Menschen auf eine Weise, die dennoch humane Distanz wahrt: sie entblößt die Menschen nie und nimmt ihnen nicht in einer obszönen Beschreibung des Leidens die Würde. Folgt man weiter Koselleck, dann schreiben nicht immer die Sieger die Geschichte, sondern ihr Erkenntnisgewinn stammt viel eher von den Besiegten und man könnte ergänzen, von den Unterdrückten. Ich weiß nicht, ob das immer so ist. Aber jedenfalls für WB trifft es zu, weil die Perspektive des Besiegten – des äußerlich Besiegten, muss man hinzufügen – eine Perspektive der Würde und der Humanität konstituiert, die für die Sprache der Freiheit wahrscheinlich wichtiger ist als dröhnendes Pathos. Und es ist kein Zufall, dass Sie nicht der einzige Historiker unter den polnischen Dissidenten, Intellektuellen und demokratischen Politikern seit 1990 geworden sind: Ich erinnere nur an den kürzlich verstorbenen Bronislaw Geremek, den eminenten Historiker des Mittelalters und – Außenminister der Republik Polen von 1997 bis 2000.

Angesichts der Geschichte Ihres Landes ist es mithin auch kein Zufall, dass Wladyslaw Bartoszewski seinem Land nach dem Ende des Kommunismus vor allem in außenpolitischen Funktionen gedient hat. Es ging um den sicheren Platz eines freien Polen in Europa und um die Verständigung mit den ehemaligen Feinden, darunter vor allem mit Deutschland. Seine Lebensgeschichte ist daher auch die Geschichte des deutsch-polnischen Verhältnisses im 20. Jahrhundert, einer schwierigen Beziehung, die man abstrakt eine „asymmetrische Verflechtung“ nennen könnte, wenn das nicht schon den Beigeschmack des Euphemistischen hätte. Das Verhältnis zwischen Deutschland und Polen hat in den letzten zwanzig Jahren eine kaum für möglich gehaltene Wende zum Besseren, ja zum Guten erfahren, und das nicht nur auf der offiziellen und staatspolitischen Ebene. (Hauptsache, wir gewinnen im Fußball, und sei es mit Toren von Klose und Podolski.) Mir scheint, dass die beschämende Geringschätzung, die notorische Arroganz, mit der viele Deutsche auch noch nach 1989 über „die Polen“ dachten und urteilten, inzwischen auf dem Rückzug begriffen ist und einer Bereitschaft zur Begegnung auf Augenhöhe weicht. In ihr ist auch die Anerkennung des Leidens an Deutschland und der Leistungen Polens für Europa inbegriffen.

Sie, Herr Bartoszewski, haben nie behauptet, die Probleme zwischen Deutschland und Polen seien im Mai 1945 zu Ende gewesen. In Ihrer Rede vor dem Deutschen Bundestag zum 50. Jahrestag des Kriegsendes am 28. April 1995 haben Sie mit der Ihnen eigenen lakonischen Ironie festgestellt, damals sei „fast alles nur Mögliche unternommen“ worden, „um den polnisch-deutschen Antagonismus zu verfestigen“.⁵ Damit war nicht nur Stalin und die DDR, sondern auch die Bundesrepublik gemeint. Der Ostpolitik der sozialliberalen Koalition, die hierzulande inzwischen lagerübergreifend als wichtiger Schritt zur Anerkennung der Realitäten und zur späteren Überwindung der Teilung Deutschlands und Europas gewürdigt wird, standen Sie auch im Rückblick noch skeptisch gegenüber. Willy Brandt, mit seinem Kniefall für uns eine Ikone des „guten“ Verhältnisses zu Polen, attestierten Sie einmal, er hätte „bedauerlicherweise wenig Ahnung von Polen“ gehabt.⁶ Noch die 80er Jahre waren in der Bundesrepublik, von Polen aus gesehen, eine sehr zwiespältige Zeit. Während die einen sich schwer damit taten, die schraffierten Flächen östlich von Oder und Neiße aus ihrer mentalen Kartographie zu streichen, verhandelten die anderen mit den kommunistischen Machthabern um Frieden und gemeinsame Sicherheit und schenkten der Freiheit und ihren Vorkämpfern dabei zu wenig Beachtung. Seitdem hat sich, wie gesagt, unendlich viel verändert. Aber es bleiben tiefe Konflikte, die in der Geschichte wurzeln und deshalb, auch emotional, über das normale Maß unterschiedlicher Interessenlagen zweier Nationen hinausgehen. Die polnischen Bedenken gegenüber dem geplanten „Zentrum gegen Vertreibungen“ sind nicht ausgeräumt, und ich meine, wir täten gut daran, genauer auf diese Bedenken zu hören und politische Schlüsse daraus zu ziehen, die zu einer gemeinsamen Lösung führen können. Aber „Versöhnung“, nicht zuletzt das lernen wir von Bartoszewski, ist kein oberflächliches Zukleistern von Unterschieden, ist kein Lippenbekenntnis, keine Sonntagsrede. Wenn es sein musste, waren Sie immer – und oft musste es sein – ein unbequemer Versöhner.

Vor einer bilateralen Nabelschau sollten wir uns dabei freilich hüten. In Ihrem eigenen Leben ebenso wie im deutsch-polnischen Verhältnis bildet sich die komplizierte und widerspruchsvolle Geschichte des 20. Jahrhunderts ab, das in letzter Zeit gerne als ein „Zeitalter der Extreme“ auf den Begriff gebracht wird. Das war es für Polen wie für Deutschland, auf überlappende und doch immer wieder unterschiedliche Weise. Die Rede vom Zeitalter der Extreme kann ja etwas gefährlich Vereinnahmendes, für die Deutschen fast etwas Exkulpatorisches haben. Vielleicht deshalb ist diese Prägung Eric

Hobsbawms, der als Nazi-verfolgter Jude selber über jeden Verdacht erhaben ist, in Deutschland so besonders gerne und oft aufgegriffen worden? Aber im Erfolg des Nationalsozialismus kam mehr zum Ausdruck als nur eine deutsche Verirrung. Wie andere Utopien von Gesellschaft und Herrschaft auch, wie zumal der sowjetische Kommunismus, ging es um den Anspruch des 20. Jahrhunderts, tabula rasa mit der Geschichte zu machen, den Himmel auf Erden zu holen; ging es darum, eine selbst definierte Ordnung und Reinheit um eines höheren Prinzips willen durchzusetzen, koste es was es wolle, um buchstäblich jeden Preis.

Dabei haben sich europäische Intellektuelle nicht nur mit Ruhm bekleckert. Sie haben sich von der Faszination dieser Ordnungsutopien mitreißen lassen, sie sind manchmal zu den fanatischsten Fürsprechern und zu wortgewandten Rechtfertigern der Unfreiheit im Namen von Nation und Staat, Rasse oder Klasse geworden. Sie haben nicht den „Versuchungen der Unfreiheit“ widerstanden, denen sie das 20. Jahrhundert ausgesetzt hat. Ralf Dahrendorf – der britische Deutsche, der jedoch nie mit dem Rücken zu Osteuropa und zu Polen stand – hat vor zwei Jahren eine beeindruckende Skizze jener Intellektuellen vorgelegt, die sich diesem Sog mit kühlem Verstand und mit Leidenschaft für die Freiheit verweigert haben; nach Erasmus von Rotterdam nennt er sie die „Erasmier“ – Männer und Frauen wie Karl Popper und Hannah Arendt, Raymond Aron und Isaiah Berlin.⁷ Sie sitzen oft zwischen allen Stühlen; sie haben kaum Schüler, schon weil ihnen Gefolgschaft suspekt ist; sie fallen nicht durch besonders steile Thesen auf, sondern durch ein beharrliches Bohren dicker Bretter.

Die meisten der von Dahrendorf porträtierten Erasmier haben ihre Wirksamkeit im Angesicht der Unfreiheit, aber persönlich unter Bedingungen der Freiheit entfaltet. Wie viel schwieriger ist es, zum Erasmus-Intellektuellen in Verhältnissen persönlicher und politischer Unfreiheit zu werden und unter diesen Bedingungen eine Sprache der Freiheit zu entwickeln. Die polnischen, überhaupt die mittel- und osteuropäischen Dissidenten-Intellektuellen, die wir heute stellvertretend mit WB ehren, haben das getan und sind trotzdem, was keine geringe Leistung ist, an den Bedingungen der gewonnenen – der durch sie miterrungenen – Freiheit seit 1989 nicht irre geworden. Denn sind Intellektuelle nicht Kritiker der Macht, Kritiker der Obrigkeit unter gleich welchen Verhältnissen? Dürfen sie sich, wenn die Demokratie erreicht ist, der freiheitlichen Ordnung gegenüber affirmativ verhalten? Bartoszewski und seine Mitstreiter wie Geremek oder Tadeuz Mazowiecki in Polen, wie Vaclav Havel in Tschechien oder Andrei Plesu in

Rumänien haben nicht nur das getan, worüber allein schon manche westlichen Intellektuellen die Nase rümpfen würden. Sie sind einen entscheidenden Schritt weiter gegangen und haben politische Verantwortung, politische Führung in den neuen Demokratien übernommen.

Ralf Dahrendorf hat in dieser Situation von 1989 „das große Dilemma der *vita activa* von öffentlichen Intellektuellen“ erkannt.⁸ Zuvor verfolgte Intellektuelle als politische Führer – das funktioniert nur kurzzeitig, in einer Phase des Übergangs. In normalen Zeiten seien Intellektuelle dort fehl am Platze. Das mag am Ende stimmen; die relativ kurzen Amtszeiten auch von Ihnen, Herr Bartoszewski, als polnischer Außenminister, sind ein Indiz dafür. (Sie hätten sich mal von Hans-Dietrich Genscher beraten lassen sollen.) Im Zweifelsfall haben Sie kurzerhand dem Geist den Vorzug gegeben und damit der Freiheit, auch Ihrer eigenen Freiheit des Denkens und Handelns. – Aber zuerst bedeutet es doch folgendes: Hier haben wir es mit Menschen zu tun, denen Sprechen und Schreiben, denen die Macht des Wortes alleine nicht genügt. Die Sprache der Freiheit muss nicht nur gesprochen werden, was manchmal schwer genug ist, manchmal aber auch, in der Sicherheit des westlichen Intellektuellen-Sessels, ganz schön bequem. Sie muss auch eine Sprache des Handelns sein. Das fängt mit etwas an, dass wir jetzt wieder öfter „Zivilcourage“ nennen, und es führt in politisches Handeln und politische Verantwortung für die Freiheit hinein. Es ist ja nicht so, dass die polnischen Intellektuellen 1989 plötzlich hinter ihrer Schreibmaschine hervorgekrochen wären und als Dilettanten die Politik entdeckt hätten. Das Leben von Wladyslaw Bartoszewski war von Anfang an eines, in dem sich Schreiben und Handeln, Kritik und politisches Eingreifen auf das engste verknüpften.

Wie sprechen wir heute von der Freiheit? Im Zeitalter der Extreme, als die liberale Demokratie in Europa keinen leichten Stand hatte, waren zugleich die Abgrenzungen deutlich. Besonders in der unmittelbaren Nachkriegszeit sprach man auf der westlichen Seite des herabfallenden „Eisernen Vorhangs“ mit einem Pathos von der Freiheit, das einem Bartoszewski, wie wir gesehen haben, immer schon fremd war – und das heute, zumal für Jüngere, nur noch schwer nachzuvollziehen ist. In diesem Geist einer emphatischen Deklaration der Freiheit entstand 1948, vor sechzig Jahren, auch die Freie Universität, die dieses Bekenntnis ebenso stolz wie selbstverständlich in ihren Namen aufnahm. Oder denken wir an den „Kongress für kulturelle Freiheit“, der anderthalb Jahre später, im Juni 1950, Intellektuelle aus der ganzen Welt zusammenbrachte, übrigens nach den herkömmlichen Kategorien von eher „links“ bis eher „rechts“. Bei der

Eröffnungssitzung des Kongresses im selben Saal des Titania-Palastes in Steglitz, in dem heute vor sechzig Jahren die Freie Universität aus der Taufe gehoben wurde, führte Ernst Reuter als Oberbürgermeister den Vorsitz, und selbstverständlich nahm Edwin Redslob als damaliger Rektor der Freien Universität teil.⁹ Zu diesem Zeitpunkt saß Bartoszewski schon wieder in Polen im Gefängnis. Viel später, am Ende der 70er Jahre, zwischen KSZE-Schlussakte und der Entstehung von Solidarnosc, wirkte er an der Gründung einer anderen „freien“ Universität mit, der sogenannten „Fliegenden Universität“: einer Universität im Geheimen, in Privaten, in Wohnungen.¹⁰ So gesehen, hatte die FU und hatten die West-Berliner Glück, wenigstens einen legitimen und öffentlichen Ort für ihre freie Universitätsgründung zu haben, an der Nahtstelle zu dem – so Ernst Reuter 1950 – „Reich der Tyrannei, das von der Elbe nach Wladiwostok vorübergehend errichtet worden ist“.¹¹

Von dem Wandel des sprachlichen Stils im Reden über die Freiheit, der sich seitdem vollzogen hat, soll man sich jedoch nicht täuschen lassen. Die deklaratorische Emphase war damals keine bloß aufgesetzte Attitüde und sie geht auch nicht, wie das heute oft – sei es vorwurfsvoll, sei es entschuldigend – gesagt wird, in dem Anlegen einer rhetorischen Ritterrüstung auf, mit der man klirrend in den Kalten Krieg zog. Die emphatische Sprache der Freiheit entsprach einer emphatischen Zeit und war insofern die Antwort auf die massenheischende Sprache der Diktaturen. Sie entsprach aber auch einer realen Situation, die denen, die sie nicht miterlebt haben, heute oft unwirklich vorkommt: Übertreibt ihr nicht ein bisschen mit eurem heldenhaften Auszug aus der geknebelten Universität unter den Linden? Waren das nicht ein paar exaltierte Antikommunisten, die sich zum Mütchen kühlen auf den Weg nach Dahlem machten? Wir müssen achtgeben, solchen Mythenbildungen nicht zu erliegen; wir müssen ihnen vielmehr widersprechen. Die Gründung der Freien Universität war nicht nur ein Bekenntnis zur Freiheit, sondern auch ein praktischer Akt der Befreiung, ein Akt der Befreiung für ein Geistesleben, das sich seitdem vielfältig und offen und konfliktreich entwickelt hat, und für den westlichen Teil Berlins, der ohne „seine“ Freie Universität vierzig Jahre lang gar nicht vorstellbar gewesen wäre.

Während Akademiker und Intellektuelle in Polen, wie Bartoszewski und seine Freunde, in immer neuen Anläufen um die Freiheit ringen mussten, scheint sich die westliche Freiheit seitdem veralltäglicht und geradezu trivialisiert zu haben. Die 68er-Bewegung kann man als letzten Nachläufer der pathetischen Freiheit im Westen verstehen – auch deshalb kein Zufall,

dass sie in Berlin und an der FU eine besondere Zuspitzung erfuhr. Aber es war eine pathetische Zuspitzung in einer radikalen Negation, in einer paranoid übersteigerten Angst vor dem äußeren und inneren Freiheitsverlust in einem als „repressiv“ wahrgenommenen „System“, dem man Freiheit, so wie Herbert Marcuse, nur als hinterhältige Toleranzideologie zubilligte. Währenddessen hatte die Trivialisierung der Freiheit, und die Inflationierung einer Sprache der Freiheit, längst begonnen. Freiheit als Konsumfreiheit, als Wahlfreiheit an der Wursttheke; Freiheit als „freie Fahrt für freie Bürger“. Auch die 68er beteiligten sich in ihren eher unpolitischen Strömungen daran und wurden zu Vorreitern eines hedonistischen Freiheitsbegriffes, der heute längst gesellschaftliches Allgemeingut geworden ist.

Was muss man daraus für die realen Bedrohungen schließen, denen die Freiheit im nachtotalitären Zeitalter ausgesetzt ist? Haben sich die Probleme tatsächlich geändert oder ist nur unsere Wahrnehmung auf eine schiefe Bahn geraten? Die Generation, der Sie angehören, verehrter Herr Bartoszewski, auch die Generation der Gründer der Freien Universität, hat noch für die Freiheit in einem elementaren Sinne gekämpft. Welche Botschaft geben Sie den nachwachsenden Generationen mit auf den Weg? Ich weiß wohl, aus der Erfahrung meiner eigenen Generation wie aus Gesprächen mit wiederum Jüngeren, nicht zuletzt den Studierenden, wie schwer es fällt, heute eine Sprache der Freiheit zu finden und zu sprechen ohne die Peinlichkeit sowohl des Pathos als auch der Trivialität. Aber das Schweigen ist am Ende noch peinlicher und wird sich irgendwann vielleicht als gefährlich herausstellen. Von Wladyslaw Bartoszewski können wir lernen, behutsam von der Freiheit zu sprechen, mit leiser, aber eindringlicher Stimme, nicht selbstgewiss, aber auch nicht halbherzig.

An welchem Ort könnte man das besser lernen als in Berlin – einem Ort, an dem sich Weltgeschichte und persönliche Erfahrungen so häufig kreuzten, oft genug zum Schlechten, zuletzt öfter zum Guten. Das gilt auch für Wladyslaw Bartoszewski. Berlin ist ja nicht nur der Ort der Freiheit – das ist das West-Berliner Pathos, von dem vorhin schon die Rede war –, sondern auch ein Ort der extremen Unfreiheit. Diese Unfreiheit begann nicht 1945/46 in der sowjetisch besetzten Zone der Stadt und der Überreste des Deutschen Reiches, sondern am 30. Januar 1933. Hier brannten Synagogen, von hier ging der nationalsozialistische Terror aus, der Überfall auf Ihr Heimatland Polen, der Mord an den europäischen Juden. Und doch konnten Sie später Berlin als Ort der Freiheit akzeptieren, als sie im Herbst 1982 Zuflucht im gerade neu gegründeten Wissenschaftskolleg, nicht weit von hier im

Grunewald, fanden.¹² Dort entstand das kleine Buch über das Warschauer Ghetto, das schnell große Aufmerksamkeit fand und dazu beitrug, sie in der Bundesrepublik viel bekannter zu machen.¹³ Sie selber haben dieses akademische Jahr in Berlin als einen „Schlüsselmoment für mein weiteres öffentliches Handeln“ bezeichnet. Darüber können wir uns, als Berliner, freuen.

Wladyslaw Bartoszewski hat der Freiheit eine Stimme gegeben, er hat in der Sprache der Freiheit geredet, geschrieben, gehandelt, und wenn es gar nicht anders ging auch in ihr geschwiegen. Als „leidenschaftlich“ muss er sich beschreiben lassen, seit Heinrich Böll ihn in einem Radioessay im Jahre 1983 einen „leidenschaftlichen Polen, leidenschaftlichen Katholiken, leidenschaftlichen Humanisten“ genannt hat. Wir ehren ihn heute als einen leidenschaftlichen Sprecher der Freiheit, der die Überwindung von Feindschaft nie mit bedingungsloser Freundlichkeit verwechselt hat. Der Freiheitspreis dieser Universität ist nicht der erste, und vielleicht nicht der bedeutendste Preis, den Sie, verehrter Herr Bartoszewski, erhalten. Dennoch wagen wir zu hoffen, dass Sie in Ihrer Vitrine noch ein wenig Platz für diesen Preis freiräumen können und dass er, weil er ein Preis für die Freiheit ist, vielleicht nicht nur in der Vitrine Platz findet.

Nachweise:

¹ WB, Und rei uns den Hass aus der Seele, S. 77.

² WB, Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt, S. 43.

³ Ebd., S. 42f.

⁴ RK, Erfahrungswandel und Methodenwechsel.

⁵ Rede WB 28.04.1995: Website Bundestag.

⁶ WB, Und rei uns, S. 107.

⁷ RD, Versuchungen der Unfreiheit. Die Intellektuellen in Zeiten der Prüfung, München 2006.

⁸ Ebd., S. 206.

⁹ Vgl. Der Monat, 2. Jg., Nr. 22/23 (Juli/August 1950): Sonderheft „Kongress für kulturelle Freiheit Berlin 26.-30. Juni 1950“.

¹⁰ Vgl. dazu z.B. Interview in WB, Aus der Geschichte lernen?, S. 301ff.

¹¹ Der Monat Nr. 22/23, 1950, S. 342 (26.6.1950, Kongress für kulturelle Freiheit).

¹² Vgl. WB, Und rei uns, S. 191; dort auch das folgende Zitat.

¹³ WB, Das Warschauer Ghetto – wie es wirklich war. Zeugenbericht eines Christen. Vorwort von Stanislaw Lem, Frankfurt 1983 (erw. Ausg. 1986).